
Peter Ackermann

Der Rausch der Sprache

Überlegungen zum Erwerb des Japanischen

Wie können Überlegungen zum Rausch einen Beitrag zum Erlernen, sowie – heute selbstverständlich – auch zur Partizipation an den kommunikativen Normen einer Sprache leisten, die, bedenkt man die schiere geographische Distanz, uns fast natürlicherweise sehr fern steht?

Das Thema Rausch und Sprache ist in zweierlei Hinsicht bedeutsam. Zum einen allgemein: Moderne Sprachfächer dürfen die Frage nach dem Können nicht länger ausklammern; nur Können vermag nachhaltig Vertrauen und Berechenbarkeit herzustellen, die „Möglichkeiten des Anderen“ offen zu halten, und somit den Zugang zu gemeinsam erarbeitetem, neuem Wissen zu eröffnen. Damit sind wir mit der Aufgabe konfrontiert, Wissen und Können auszubalancieren, beidem gleichermaßen unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Frage nach dem Können lenkt nun aber unsere Aufmerksamkeit auf das Motorische, und damit auf den Rausch, das heisst auf die nicht von bewussten Denkschritten gesteuerte, aber auch nicht beliebig-unstrukturierte Produktion von Signalen, deren Schicksal es ist, dass andere sie deuten.

Relevant ist die Themenverbindung Rausch und Sprache auch spezifisch, mit Blick auf das Japanische. Hier befinden wir uns nämlich in einem kulturellen Feld, in dem wichtige Schritte der Lebensbewältigung – einschließlich Sprechen und Kommunizieren – bewusst als Abläufe gestaltet und gelehrt werden, die als rauschartig bezeichnet werden können. Das zu solchen Abläufen führende regelhafte Abspielen von komplexen Handlungsmustern, die im Rahmen oft aufwendiger Lernprozesse in den Körper „eingraviert“ werden, garantiert anerkanntes soziales Normverhalten. Rauschartig sind diese Handlungsmuster vor allem auch insofern, als deren Regeln kaum auf diskutierbaren Selektionsprozessen innerhalb verbotsumzäunter Freiräume beruhen, sondern vielmehr auf der absoluten Korrektheit hochkomplexer Abläufe selber.

Das Problem: Wissen und Können

Es gibt viele Perspektiven auf die Bildungsprozesse, durch die sich der menschliche Körper hochkomplexe Abläufe aneignet, so dass diese schließlich in einem rauschhaften Zustand ablaufen und – wie beim Fahrradfahren oder Klavierspielen – in ihrer Gesamtheit etwas anderes sind als die bloße Addition isolierbarer Elemente. Mir scheint es sinnvoll, wenn diese Abläufe Teil zwischenmenschlichen Austauschs sind, deren Können als Kompetenz zu bezeichnen. Entscheidend dabei ist die internalisierte Fähigkeit, sprachlich und/oder außersprachlich¹ einen Ablauf produzieren zu können, der in seiner Ganzheitlichkeit strukturell einem erwarteten bzw. interpretierbaren Muster entspricht und affektiv akzeptiert wird. Umgekehrt ist Kompetenz auch die Fähigkeit, einen ganzheitlichen Fluss von Abläufen, die ein anderer produziert, affektiv zu erfassen und kognitiv in der eigenen Gedankenwelt zu verorten.

Zur Produktions- bzw. Rezeptionsfähigkeit ganzheitlicher Aussageflüsse gibt es sowohl in Europa wie in Japan sehr unterschiedliche Diskurse. Eine systematische Darstellung würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, umso mehr als Anregungen zu diesem Topos von unterschiedlichster Seite und aus ganz verschiedenen Disziplinen heraus – manchmal als Zufallsfunde – gewonnen werden können. Hier seien deshalb nur einige wenige genannt, die sich unmittelbar auf die im Folgenden präsentierten Überlegungen ausgewirkt haben.

In Bezug auf den Spracherwerb ist etwa der Ansatz von Michael Byram zu nennen. Byram, für seine federführende Rolle im Projekt „Autobiography of Intercultural Encounters“ (Byram et al. 2009) bekannt, bettet den Lernprozess von kommunikativer Kompetenz explizit in eine Bandbreite von Parametern ein, allen voran *attitudes* (innere Einstellungen), *skills* (Fähigkeiten) und *knowledge* (Wissen); entscheidend ist dabei, dass diese Parameter in Echtzeit zum Tragen kommen müssen. Beim Ansatz von Byram wird somit der Baustein „Wissen“ auf sehr ausdrückliche Weise zu einem

1 Die verbalen und die nonverbalen Ebenen sind zwei gängige Differenzierungen; nicht übersehen werden sollte aber auch die paralinguale Ebene, d.h. all das, was wir stimmlich produzieren, das aber nicht Sprache selbst ist.

bloßen Einzelbestandteil von „Kompetenz“ (vgl. Byram 2008; Byram 1997).

Aus einem anderen Diskurszusammenhang liefert uns Eugene Gendlin wertvolle Einsichten (vgl. Gendlin 1992; Deloch 2010). Gendlins Grundidee kann in folgender Aussage subsumiert werden: „Language is implicit in the body. When you have a point to make, words come. [...] We open our mouths and expect. [...] If they don't come, there is not much we can do except try again“ (Gendlin 1992: 194). Damit verortet Gendlin Sprache, wenn nicht direkt im Rausch, so doch, ähnlich wie Schlafen, Appetit oder Tränen, in einer Automatik des „Kommens“, die nur bedingt vom Willen gestaltet oder eingefangen werden kann.

Wiederum einen anderen Ansatz verfolgt Jörg Zirfas (2004), wenn das Rauschhafte von Strukturen des Handelns und Sprechens im Alltag unter dem Begriff des Rituals betrachtet wird. Zirfas argumentiert in diesem Zusammenhang, dass „der Alltag ein unbewusstes System von Wiederholungen“ ist und den Menschen zwingt, „seine selbstvergessenen Regeln zu befolgen“ (ebd.: 4).

Ein Blick nach Japan selber zeigt, dass Rauschhaftes häufig im Zusammenhang mit der Diskussion um Körperlichkeit von Sprache thematisiert wird. An erster Stelle stehen dabei nicht so sehr Forschungsansätze, als vielmehr die immense Fülle von äußerst detailgenauen Materialien, die Trainings- und Gestaltungsregeln für Sprech- und Handlungsflüsse ausbuchstabieren. In der Regel werden diese Materialien als Instruktionen für *reigi*, *sahô*, oder auch *manâ* („Manieren“) bezeichnet; gemäß des großen japanischen Wörterbuchs Daijirin (1988) bedeutet *reigi*: „Die Verhaltensnormen, die man als menschliches Wesen befolgen muss, um die Ordnung der Gesellschaft zu wahren und (so) den Austausch mit anderen auf vollendete Weise (zu gestalten)“, und *sahô* „Die Art und Weise des leiblichen Verhaltens (wörtl. des Aufstehens, Daseins und Sich-herumbewegens), die den Anforderungen eines notwendigen sittlichen Standards genügen, um ‚glatt‘ verlaufende zwischenmenschliche Beziehungen und die (Regeln der) Ordnung zu bewahren“. In Begriffen wie *reigi*, *sahô* oder *manâ* (in seiner japanischen Nuance) wird deutlich, in wie grundsätzlicher Weise Kommunikation primär als körperlich verstanden wird, wobei die Sprache als Teilaspekt gesamtkörperlichen Handelns erscheint.

Die Vorstellung von der Körperlichkeit der Sprache (*kotoba noshintaisei*) bildet in Japan aber auch den Kern von zahlreichen ak-

tuellen Diskursfeldern in der Forschung, von denen hier zwei genannt werden sollen. Zum einen handelt es sich um die Diskurse zur Integration, besonders von Kindern, die von normabweichenden Sozialisationsmustern geprägt sind, wie etwa die Rückkehrerkinde (*kikoku shijo*), oder Kinder, bei denen Sprache und Emotionalität nicht gekoppelt sind, weil zum Beispiel ein Elternteil nicht die Sprache des sozialen Umfelds spricht oder den emotionalen Gehalt dieser Sprache nicht kennt (vgl. Shimizu/Kojima 2006; Shimizu 2006). Zum andern diskutiert etwa Yokota (2010: 45) die angebliche rauschhafte Bindung des japanischen Sprechers an bestimmte Emotionen wie die Angst vor *meiwaku* (anderen zur Last zu fallen), oder die schmerzhaft Erfahrung, dass Sprache in ihrer an den Körper gebundenen Gesamtheit nicht direkt zu einer kommunikativen Kompetenz in positivem Sinne, sondern eher zu einer Kompetenz im *trial and error* im Umgang mit fremdsprachlichen Kontexten, und damit unweigerlich zu Verletzungen führt.

Selber habe ich die Körperlichkeit der japanischen Sprache aus dem Blickwinkel eines spezifischen Körperverständnisses beleuchtet, welches zum einen eine sehr präzise, intensive und bewusste Körperwahrnehmung und -betrachtung bewirkt, zum andern das Meistern einer ungeheuren Vielfalt von genau und rauschhaft durchzuführenden Bewegungen (einschließlich Sprache) gerade nicht problematisiert, d.h. keinen Gesichtspunkten von „Rationalität“ (d.h. hier Berechnungen zum Verhältnis von Aufwand und Ertrag) unterwirft. So zeigt etwa ein Vergleich von Verhaltensanweisungsbüchern und deutschen Begriffen wie Freundlichkeit, Höflichkeit oder Rücksicht, unter denen keine präzis strukturierten Bewegungsabläufe verstanden werden müssen, dass diesen im Japanischen klare Anweisungen wie „Blicke hierhin! verbeuge dich im Winkel von 15 Grad! strecke die Finger in dieser Weise! Falte das Papier genau so! Nicke! Knie nieder!“ u.ä. gegenüberstehen. Die zeitliche und formale Dichte und Komplexität der geforderten Bewegungen lässt gar nicht zu, dass diese „wissend“ und „denkend“ ausgeführt werden; sie sind nur „könnend“ und damit rauschhaft zu erbringen (vgl. Ackermann 2005, 2010b).

Japanische Kommunikationsformen stellen (darauf komme ich unten zurück) an den Lernenden spezifische Anforderungen, indem sie Rauschhaftigkeit in besonders hohem Maße erzwingen. Dabei ist sprachliches und kommunikatives Können – mithin

Kompetenz – schon deshalb mit einem Rauschzustand verbunden, weil Bewegungen schnell und eingeschliffen ablaufen müssen. Ältere Diskussionen zur Körperlichkeit des Japanischen griffen dabei oft viel zu kurz, weil sie sich nicht am prozessualen Aspekt des Rauschhaft-Motorischen orientierten, sondern sich bloß an isoliert für sich bedeutungstragenden Zeichen (Ikonen) – etwa dem erhobenen Zeigefinger „westlicher Menschen“ oder dem japanischen Kreuzen der Arme mit der Bedeutung „geht nicht!“ – festbissen und das dialektische Verhältnis von Denk- und körperlichen Abläufen außer Acht ließen.

Wie soll man sich denn nun in einen „Sprachrausch“ versetzen, der notwendig ist für die produktiven ebenso wie die rezeptiven Vorgänge des Kommunizierens (einschließlich des Lesens!) allgemein, und für die Entwicklung von Kompetenz im Japanischen im Besonderen? Es gibt durchaus Personen, die intuitiv und mit Erfolg den Lernprozess des Japanischen mit Hilfe einer täglichen Flasche Reiswein im Freundeskreis rauschhaft zu optimieren suchen. Da diese Methode gelegentlich aber zu Sachbeschädigungen führt, sei hier vor allem wieder auf Byram verwiesen, der zur Ausbildung von Kompetenz die Wichtigkeit der Selbstbeobachtung in Verbindung mit schriftlich ausgearbeiteter Reflexion über erlebte und beobachtete Kommunikation betont (vgl. Byram et al. 2009). Dadurch schleift sich nach ihm die Gewohnheit ein, Kommunikation als körperlich-räumliches Geschehen wahrzunehmen und in eben dieser Form – nämlich als körperlich-räumliches Geschehen – für sich auch imitierbar zu machen und zu internalisieren. Byram bezeichnet dieses reflektierende Rezipieren als „Autobiography of Intercultural Encounters“, in dem Sinn, als es dabei um den fortlaufenden Nachvollzug des eigenen Denk- und Wahrnehmungsprozesses bei der Anwendung bzw. der Beobachtung von ablaufenden Handlungsmustern geht.

Das Japanische als spezielle Herausforderung

Ein dialektisches Verhältnis zwischen Wissen und Können herzustellen ist für uns im Japanischen nicht leicht. Zum einen weicht das Japanische strukturell – und deshalb auch mit seinen Anforderungen an unser motorisches Können – von den uns näher stehenden Sprachen erheblich ab, zum andern speist es sich aus einem uns unvertrauten Weltbild. Beides kann dazu verleiten, dem

Wissen Vorrang zu erteilen und das Können - die Automatisierung, den Rausch - „schleifen“ zu lassen.

Der strukturelle Aspekt sei anhand folgenden japanischen Satzes erörtert, den ich in der Erscheinungsform belasse, in der er sich tatsächlich präsentiert. Damit sei auch auf die Aneignung der notwendigen Motorik aufmerksam gemacht, die für den Prozess des Lesens erforderlich ist; einzelne Zeichen für sich wahrzunehmen kann man nicht als „lesen“ bezeichnen.

言語行動は、人間関係に応じて最も適当なことばを選び出す作業である。日本語にむずかしさというものがあるとすれば、この言語行動における表現の選択とそれをささえる社会的関連づけであると思う。

Verfolgen wir die Struktur dieses Satzes Schritt für Schritt (er stammt aus Bunkachô 1971: 2; es geht inhaltlich um eine Definition von *gengo kôdô*, „sprachliches Handeln“): „Zwischenmenschliche Beziehungen, sich ihnen anpassend am meisten angemessen seiende Wörter als Objekt herauswählende Schritte, das ist [sprachliches Handeln]. Die japanische Sprache: in [ihr]: ein als Schwierigkeit zu bezeichnendes Etwas existiert; falls wir [von deren Existenz] ausgehen: in diesem sprachlichen Handeln vorhanden seiende Ausdrucksweisenauswahl und diese stützende gesellschaftliche Ansichten mit der eine Verbindung hergestellt ist, das ist [dieses Etwas], so glaube ich.“

Die Bedeutung ist: „Sprachliches Handeln ist wie folgt zu verstehen: Es sind Schritte, welche je nach der Art der zwischenmenschlichen Beziehung die angemessensten Wörter wählen. Falls wir davon ausgehen, dass die japanische Sprache, die sich durch ein derartiges sprachliches Handeln kennzeichnet, schwierig ist, dann, so glaube ich, besteht (diese Schwierigkeit) in der korrekten Wahl von Ausdrücken und in deren Verknüpfung mit den sie stützenden gesellschaftlichen Ansichten.“

Dies zum strukturellen Aspekt des Japanischen. Das Japanische schöpft aber wie erwähnt auch aus einem uns unvertrauten Weltbild; dazu auch ein Beispiel. Müsste ich bei einem Schulfest aufstehen und mich den anderen Eltern vorstellen, würde ich wohl sagen: „(Mein Name ist) XX; mein Sohn YY ist in der 3. Klasse“. Konkret haben an einer japanischen Schule die Eltern sich aber so vorgestellt: „XX, im Bewusstsein der formellen Situation;

wir empfangen in niedrigerer Stellung Ihre Bemühungen, dass YY in die 3. Klasse gehen darf.“

Beide Beispiele machen deutlich, dass Sprachkompetenz sowohl hinsichtlich der Gedankenorganisation wie hinsichtlich der Wahl von Aussagespektiven die Fähigkeit bedingt, Sprachhandlungsprozesse mit der oben aufgezeigten Struktur bilden zu können, und dies natürlich ohne Aufsplitterung in einzelne Denkschritte korrekt und flüssig, also auf rauschhafte Weise.

Der Rausch der Sprache – strukturelle Aspekte

Kommunikative Prozesse im Japanischen stützen sich sowohl bezüglich ihrer Elemente wie auch ihrer Folgeschritte in sehr hohem Maße auf einzuschleifende Abläufe, die in ihrer Dichte unmöglich „mit dem Kopf“ zu bewältigen sind und rauschhafte Charakteristika aufweisen (vgl. hierbei auch die Diskussion zu *kata* in Hirota/Ishida/Staudacher 2010). Wir können dabei von einem hohen Grad der Festlegung der Binnen- ebenso wie der Folgeordnung von kommunikativen Handlungsblöcken mit ihrem zwingenden und vorwärtsdrängenden Ablauf sprechen. Sehr auffällig dabei ist die Fokussierung auf den Aspekt *junban* (Reihenfolge, das Nacheinander der Dinge) bzw. *junjo* (Reihenfolge, Ordnung) – und damit auch die Tendenz, denjenigen, die von außen in eine japanische Struktur eintreten wollen, immer wieder die ungenügende Beachtung von „Reihenfolge“ vorzuwerfen.

Wie im nächsten Abschnitt ausführlicher diskutiert, unterliegen die Folgeschritte einer Kommunikation dem Grundmuster des Empfangens und Gebens, also der Dynamik, die als Grundlage allen funktionierenden Lebens verstanden wird. An dieser Stelle lässt sich auch hinweisen auf die zwingende Bezugnahme zu den Jahreszeiten in Briefen, Dekoration oder Kleidung (wofür es denn auch umfangreiche Nachschlagewerke gibt, um die Korrektheit sicherzustellen), oder auf die Abschnittsmarkierungen im Jahres- und Lebenslauf. Es geht dabei nicht um Persönliches, sondern darum, sich gemeinsam in den Lauf der Dinge „einzuklinken“, um sich so der Energie bewusst zu werden, die bis hierher dank des Zusammenspiels aller Kräfte gewährleistet war, und sie für die weiteren Schritte auf der Zeitachse zu sichern. Der minimalste Ausdruck dieser Ordnung von Folgeschritten auf einer

Neujahrskarte lautet: „Ich habe dieses Jahr Ihre Fürsorge empfangen – ich bitte Sie im neuen Jahr um weitere Zuwendung“.

Handlungsblöcke laufen i.d.R. mit einer festen und elaborierten Struktur von Folgeschritten ab und haben in diesem Sinn durchaus etwas Rauschhaftes. Sie erscheinen etwa als aufwendige Besuchs- und Geschenkrituale und es lässt sich eine Fülle von Instruktionmaterial einsehen für die Ablaufregeln von Zusammenkünften der verschiedensten Art: Empfangsfeiern, Verabschiedungsfeiern (z.B. vor einer Reise), Firmeneintrittsfeiern, Willkommensfeiern, Beförderungsfeiern, Feiern einer Zusammenkunft, Jahresendefeiern, Neujahrsfeiern, Gründungsfeiern, Dankesfeiern, Feiern zu einem Gebäudeneubau, Feiern zu einem regionalen Anlass und natürlich Hochzeits- und Trauerfeiern.

Ein Beispiel zur Regie der Folgeschritte einer Verabschiedungsfeier (Hibiki 2008: 136-138):

„Feier zum Abschiednehmen

1. Akt (Eröffnung – aufpassen, dass die Veranstaltung nicht tränenreich wird!) (15 Minuten)

Zeremonienmeister: Ich habe Sie sehr lange warten lassen. Wie Sie wissen, geruht Jahrgangsaltere-Mitarbeiterin in der Geschäftsabteilung, Tamura Kazuyo, uns wegen ihrer Heirat zu verlassen. Am heutigen Tag haben wir uns gestattet, Sie zusammenkommen zu lassen, um die Abschiedsfeier für Frau Tamura durchzuführen. Also, nun möchte ich die Abschiedsfeier für Frau Tamura beginnen. Es macht uns traurig, in unserer Geschäftsabteilung eine Madonna zu verlieren, doch lasst uns eine prächtige Feier veranstalten.

Zuerst findet nun die Grußrede der Vertreterin des Geschäftsführers statt. Wir gestatten uns, eine Rede von Nakamura Yumiko zu bekommen, welche, als sie bei Firmeneintritt noch völlig unbeholfen war und jeden Schritt und jeden Gang sich erklären lassen musste, die unermessliche Fürsorge von Seiten unserer Jahrgangsalteren-Mitarbeiterin Tamura erhalten durfte.

Grußrede der Vertreterin der Geschäftsführung

Dies war die Grußrede von Nakamura Yumiko. Auch mir sind die verschiedensten Erinnerungen an die Zeit mit Jahrgangsalterer-Mitarbeiterin Tamura Kazuyo hochgekommen, doch lasst uns die Feier in fröhlicher Atmosphäre begehen.

2. Akt (1 Std. 35 Minuten)

Szene 1: Die Gläser heben (Zeremonienmeister! aufpassen, nach dem Trunk den richtigen Zeitpunkt zum Klatschen zu bestimmen)

Also, auf das Wohl von Jahrgangsaltere-Mitarbeiterin Tamura und ihre Hochzeitsfeier! Für die Trinkrede möchte ich meine Bitte an den Sektionschef unserer Geschäftsabteilung, Tanaka Masao, richten. Herr Sektionschef, ich bitte Sie!

Alle stoßen an

Vielen Dank.

Szene 2: Essen, Unterhaltung (auf keinen Fall unterlassen, die Hauptperson in den Vordergrund zu stellen. Die Veranstaltung nicht einfach ‚laufen lassen‘!)

Jetzt umringen wir Jahrgangsaltere-Mitarbeiterin Tamura für die Zeit des Festmahls. An diesem Tag haben wir viele gute Sachen vorbereitet, die unsere Jahrgangsaltere-Mitarbeiterin gerne mag. Ich bitte Sie, nun in fröhlicher Stimmung zu beginnen.

Szene 3: Austausch von Geschenken (der Zeremonienmeister führt Regie und sorgt für Klatschen)

Wir haben um Jahrgangsaltere-Mitarbeiterin Tamura herum eine fröhliche Zeit verbracht, und nun möchten wir die Geschenke unserer Abteilung an Jahrgangsaltere-Mitarbeiterin Tamura gerne überreichen. Die Geschenke werden überreicht von der gerade neu eingetretenen Mitarbeiterin Murakami Mieko. Wir hoffen, dass die Geschenke, die wir alle gemeinsam ausgewählt haben, nützlich sein werden für das frisch verheiratete Leben von unserer Jahrgangsalteren-Mitarbeiterin. Bitte nehmen Sie sie entgegen!

Die Geschenke werden übergeben

3. Akt (10 Minuten)

Zum Schluss möchten wir gerne ein Wort des Grußes bekommen von Jahrgangsaltere-Mitarbeiterin Tamura, die in 3 Monaten eine heitere Hochzeit feiern wird. Jahrgangsaltere-Mitarbeiterin, wir bitten Sie!

Die Mitarbeiterin, die die Firma verlässt, spricht Worte des Danks

Vielen Dank.

4. Akt (‘Öffnung’ - Auseinandergehen) (äußerst wichtig sind muntere Worte, die die fortgehende Person auf heitere Weise verabschieden)

Nun also, wir gestatten uns hiermit, die Verabschiedungsfeier für Jahrgangsaltere-Mitarbeiterin Tamura Kazuyo zu beenden. Wir freuen uns alle darauf, am Tag der Hochzeit die strahlend glänzende Jahrgangsaltere-Mitarbeiterin wieder zu sehen!“

Interessant ist – so sei noch angemerkt – wie solche Handlungsblöcke bzw. Handlungsrituale sich stets den neusten Kommunikationstechnologien anpassen, also vom Grundsatz her gerade keinem Wandel unterliegen, sondern, indem sie mit dem Wandel der Dinge mitgehen, prinzipiell konstant bleiben. Anders ausgedrückt: Der Wandel der Dinge ändert grundsätzlich nichts an der Vorstellung einer geometrischen Figur, die einen Ablauf der Dinge erzwingt, welcher rauschhafte Züge trägt. Und so ist es kein Wunder, dass es auch immer mehr Anweisungsmaterial für die korrekte Einhaltung von Folgeschritten interpersonaler Ordnung etwa für Handy und Internet gibt.

Der Rausch der Sprache – affektive Aspekte

Die Frage, wie weit die Sprach- bzw. Handlungsstruktur mit ihren Regeln zur Abfolge von Denk- und Aussageschritten und der Markierung von Einzelbausteinen innerhalb eines Systems von Bezügen zu einer übergeordneten Kommunikationsabsicht ein bestimmtes Weltbild – ein bestimmtes Verständnis der Beziehung von Dingen zueinander – stützt bzw. ihrerseits von einem bestimmten Weltbild gestützt wird, ist zu komplex, um hier diskutiert werden zu können. Tatsache ist, dass auf der Sprachebene des Japanischen eine ausgeprägt lineare Regelmäßigkeit in der Sequenz von Schritten zu Tage tritt: Alles was ich sage, bestimmt das Nächstfolgende, und alles was ich gesagt habe, wird „scheibchenweise“ mit einem Markierungszeichen versehen, damit es in seinem linearen Ablauf bei der Addition der Einzelpunkte richtig verortet bleibt (z.B. als Thema, als Grund, als Objekt usw.). Die Minimalaussage, die hier dazu getroffen werden kann, ist die, dass eine solche Form von Aussagefluss – rezeptiv – ein genaues Zuhören erfordert, weil das, worauf sich eine u.U. lange Aussage bezieht, als Zielpunkt ganz am Ende der „Addition“ steht, und – produktiv – eine hohe Konzentration erfordert, damit die sequenzielle Anordnung der Bausteine ununterbrochen und „rauschhaft“ in dieses Ende hinein verläuft.